

JOACHIM HAKE · BERLIN

VON ANBETUNG, SCHÖNHEIT UND DEM BLICK DER MADONNA

Leseerfahrungen mit Martin Walser

Seit gut zwei Jahren beginne ich den Tag mit Abschreiben, Exzerpieren und Kopieren. Ich schreibe für eine halbe Stunde Texte ab, die ich irgendwann zuvor gelesen habe und folge dabei den Merkzeichen des Bleistifts am Rande, den kurzen Häkchen, die Zustimmung oder Befremden, in jedem Fall aber Bemerkenswertes markieren, jene Echos und Resonanzen der Lektüren, die das Vergnügen des stillen Lesens ausmachen, das nicht so still ist, wie gerne angenommen. Das morgendliche Exzerpieren ist meine Art, mit Büchern allein zu sein und mit ihnen und dem Tag etwas anzufangen. Sollte jemand dieses Verhalten für komisch halten, würde ich mich daran nicht stören. Das tägliche Abschreiben steigert die Vertrautheit mit den Büchern, verlangsamt mein Lesen, übt die unerwartete Wiederholung und die unabsehbare Begegnung mit dem vermeintlich bekannten Text. Seitdem ich abschreibe, geht es mir gut. Ich notiere vor allem jenes, was meine Zustimmung findet, markiere Gefühlserhebungen und Aufschwünge der Seele, das belebt die Stimmung und macht den Morgen schöner.

In den letzten Wochen habe ich auch Martin Walser abgeschrieben. Gelegentlich täglich und natürlich auch seine Beschreibung der Madonna dei Pellegrini von Caravaggio in der Basilika San Agostino in Rom in *Mein Jenseits*.¹ Den ganzen Text habe ich abgeschrieben, ein eindrückliches Stück Literatur, das man schwerlich vergisst. Die kunstvolle Begegnung der Blicke von Maria oben und Pilgern unten, die Beschreibung ihres innigen Verhältnisses von «anstrengungsloser Teilnahme» der Madonna und der Anbetung der Pilger, denen «alles in der Welt zur Anstrengung oder gar Überanstrengung wird. Auch die Anbetung» (31). Selten habe ich Vergleichbares gelesen und wurde so unvermittelt in das katholische Drama von Endlichkeit und Schönheit, Sehnsucht und Anbetung hineingenommen. Und wie beim ersten und zweiten Lesen auch bleibe ich beim Abschreiben hängen bei

JOACHIM HAKE, geb. 1963, Theologe und seit 2007 Direktor der Katholischen Akademie in Berlin, von 1993-2006 Studienleiter der Burg Rothenfels am Main. Gemeinsam mit Elmar Salmann Herausgeber von «Spuren. Essays zu Kultur und Glaube», EOS-Verlag (zur Zeit sechs Bände) 2008ff.

dem Satz: «Aber oben, das Gesicht, das trotz seiner enormen Schönheit nur dazu da ist, samt Kind herunterzuschauen zu den Anbetenden» (32). Wieso heißt es hier – so frage ich mich – «trotz» seiner Schönheit und nicht «in» seiner Schönheit? Auf diese Frage habe ich bislang keine befriedigende Antwort. Lediglich die Ahnung, dass von einer Antwort aus verständlich werden könnte, wohin die Sehnsucht von Walser geht, diesem «Dekorateur des Nichts», wie er sich gerne nennt, wenn er sein Jenseits der Schönheit preist.

Und immer wieder schreibe ich Walser ab und erfreue mich an dem Blick der Madonna, denke an Eva Maria, an Skulpturen in Rom, an Reliquien, den Sonntag als Melodie und die gebeugten Knie, wundere mich über die vielen Variationen des Schauens und die Mühen der Anbetung, die Übung des Wiederkäuens von Texten – nicht von Heiligen – wohl aber von Nietzsche – und die Abgründe der Rechtfertigung, gedeutet in den Spuren von Augustinus, Nietzsche, Kierkegaard und Barth. Die Lektüre von Martin Walser schlägt in den Bann und die Motive, deren Zueinander sich nicht fügen will, verwirrt, macht ärgerlich und bringt aus dem Rhythmus liebgewordener Gewohnheiten. «Wir sind ein Echo, von etwas, das wir nicht kennen.» Auch so ein Walser-Satz, der abgeschrieben lauter klingt und an Dringlichkeit, Zudringlichkeit gewinnt.

Das Abschreiben ist meine Form, das Lesen zu verzögern und zu wiederholen, dem Leben und dem Lesen einen Rhythmus zu geben, der mich davor bewahrt, sich zu viel mit mir selbst zu beschäftigen oder den Texten zu erliegen. Das Abschreiben hält das Lesen in der Distanz morgendämmernder Aufmerksamkeit und gelassener Konzentration. Abschreibend lesend gebe ich mir Zeit, räume ich mir Möglichkeiten ein, im vermeintlich bekannten Text Neues zu finden, Pointen und Nuancen. Abschreibend lesend fühle ich mich sicherer für den Gang in die Aporien des Textes, in jene Ausweglosigkeit und Sackgassen, von denen man am liebsten möchte, dass es sie nicht gibt.

Man kann, um sich zu begegnen, in den Spiegel schauen, auf alte und neuere Fotos, aber auch in ein Buch. Man begegnet sich da. Lesen ist nicht etwas wie Musikhören, sondern wie Musizieren. Das Instrument ist man selbst. Man spielt sich, spielt sich auf nach den Noten Gogols, Dostojewskijs, Nietzsches, Hölderlins. Auszudrücken, was dabei in einem passiert, setzt Ausdrucksfähigkeit voraus, die man nicht entwickelt hat, weil sie nicht gefragt waren.²

Diese Leseerfahrung Walsers kann ich leider nicht teilen, denn ich spiele kein Instrument, aber ich mag mir vorstellen, es könnte so sein. Im Abschreiben übe ich meine Lesemusikalität und ich merke: es ist und bleibt der Text eines Anderen, und er bleibt es auch dann, wenn er mich, den Leser verwandelt. Mein Jenseits. Mein Walser. Das ist mir zu wenig, und Martin

Walser ist das gewiss zu viel und zu aufdringlich. Worin aber hat sich der Autor verstrickt und worin verstrickt er sich mehr und mehr, worin die Texte und worin ich selbst, der Leser, der sich dem Autor und Text anvertraut. Wo ist der Autor entspannt und gelöst, wo heiter und betrübt. Motive und Figuren tauchen auf, treten in ihrem Zueinander immer deutlich zutage und offenbaren ihr langes und unheimliches und unentdecktes Wirken für Leser und Autor. Das morgendliche Abschreiben ist meine Form des Erwägens und Betrachtens, es gibt den Texten viel Zeit und es überlässt es den Motiven des Textes, ihr auf den ersten Blick nicht offenkundiges Zueinander und ihre verborgene Sehnsuchtsmelodie preiszugeben.

Mit den jüngsten Texten von Martin Walser verbinden viele die Hoffnung, hier fände sich ein neuer Typ des Kulturreligiösen, der Religion nicht auf Kultur reduziert, fern von den Nostalgien eines letztlich bekenntnislosen Ästhetizismus. Michael Felder wollte diese Hoffnung auf (nur) einen Satz gründen: «Es gibt einen Satz von ihm (*sc. Martin Walser*), der weiterreicht als die kunstvolle Rhetorik kulturfrommer Katholizität, von der es in letzter Zeit viele medienwirksame Auftritte gegeben hat, es ist vielmehr ein schlichtes Bekenntnis: «Ich glaube nichts – und doch knie ich».³ Das Vollziehen einer traditionellen Geste und Gebärde in den Zeiten der Glaubensnot ist ein altes Thema, das christliche Autoren wie Blaise Pascal, Romano Guardini und Hermann Kurzke bedacht haben. Wenn einem der christliche Glauben schwer wird und das, woran man glaubt, kleiner und kleiner wird, wendet sich seit jeher der hoffende Blick weg von den Inhalten des Credo und der Heiligen Schriften auf die liturgischen Vollzüge, deren erhebende Schönheit und nüchterne Ritualität ein Asyl in dürftigen Zeiten anzubieten scheinen. Hier werden die Gesten und Gebärden zu Orten des Überwinterns in glaubensarmen Zeiten, die das Erinnern möglich machen, wo die Inhalte und das gläubige Bekenntnis verdunstet sind. Martin Walser verbindet dieses Wissen mit der Sehnsuchtsmelodie einer Erinnerung:

Erinnerung

Ich bin an den Sonntag gebunden

wie an eine Melodie.

Ich habe keine andere gefunden.

Ich glaube nichts, aber ich knie.⁴

Martin Walser unterscheidet sich von den nostalgisch-sentimentalen Liturgieästheten. Er markiert einen Verlust und ein Vermissten, und es ist sein leidenschaftliches Insistieren auf der persönlichen, einsamen, der unverwechselbaren und nicht übertragbaren Erfahrung eines jeden, die den Ausgangspunkt für seine Rede und sein Schreiben bildet. Es sind seine Erfahrungen des Vermisstens, des Leidens, des Fehlens, es ist seine Sehnsucht, die seine Rede, alles Schreiben und das Lesen gründiert. Diese Sehnsucht wendet sich bei

Walser nicht in Hass und Verachtung, auch nicht in wohlfeile Kritik oder sentimentale Messdienernostalgie. Walsers Weg ist weniger die Kritik, sondern das Ausweichen, die Flucht in die Schutzburgen närrischen Selbstgesprächs⁵ und Selbstlobs, Schutzhüllen, aus denen ihm der lösende Ausbruch gelingt, wenn er seine Lieblinge liest. Wo Martin Walser Robert Walser und Franz Kafka, Friedrich Hölderlin und Karl Barth liest und wiederliest, hebt ein Bewundern an und wird öffentlich die Liebe erklärt.⁶ Martin Walser liebt das Loben und Bewundern und das liebe ich auch. Dass einem das Staunen und die Zustimmung nicht ausgeht und Bewundern können – das wäre etwas und darin der Kritik zu entgehen.

Was sich bei Martin Walser zum Loben findet, ist vielfältig. Er ist nicht nur ein leidenschaftlicher Bewunderer, sondern auch ein Analytiker des Lobens. Bei ihm finden sich Beobachtungen zur Dynamik des Lobens von närrischer Unschuld und verstrickender Komplexität. In dem Briefroman *Das dreizehnte Kapitel*⁷ wird der Leser Zeuge eines komischen und ekstatischen Parallelschwärmens von Basil Schlupp und Iris Tobler, alias Maja. Hier weitet Walser die Kunst des Selbstgesprächs in den parallelen Aufschwung des Lobens zweier Liebender, die nicht zu einander finden wollen. In den hymnischen Aufschwüngen steigen sie in den Himmel ihrer Preisungen, ohne einander zu erreichen und zu berühren, ein Lobesschwärmen, das sich an den anderen adressiert, ihn in überschwänglicher Komik grüßt, der – wie es bei Walser heißt – «Tendenz» zum anderen inne wird, ohne diesen je zu erreichen. Paralleler Lobesautismus, unerlöst und hinreißend zwischen manierterter Selbstbeichtigung und Lobpreis. Parallel und darin einsam, getrennt als Mann und Frau. Das Schwärmen über den eigenen Ehepartner angesichts des Geliebten ist Thema: «Dass wir von unseren Eheliebsten schwärmen, ist einfach ein unübertrefflicher Gesprächsstoff. Seit ein Gespräch wir sind und hören können voneinander. Sagt doch Hölderlin, der uns beiden gleich nah sein darf» (54). Ebenso die Lobsicherungspflichten zwischen Ehepartnern: «Da wurde ich (*sc. Iris Tobler*) natürlich zum Abladeplatz für Korbinian-Lob. Ich habe es ihm eine halbe Nacht lang wortgenau berichten müssen, immer dazu die Qualifizierung, die Glaubwürdigkeit» (38). Und die Wirkung von Briefen auf Frauen, die für den Schriftsteller Walser wohl auch auf die Bücher übertragen werden dürfen:

Viele dieser Briefe sind geradezu Lob-Fontänen, Zustimmungsgorgien. Sie glauben nicht, was ein Buch aus einer lebensbereiten Frau machen kann. Es schleudert Sätze aus ihr heraus, unter deren herabregnen ich mich öfter gern gestellt habe. Je nachdem, wie die Welt gerade mit mir umging. Und jetzt: keine Wirkung mehr. Die Lob-Fontänen und Zustimmungsgorgien nuscheln unerlebbbar vor sich hin. (30)

Der Lob- und Schwärmfuror Walsers in *Das dreizehnte Kapitel* verdiente eine ausführliche Exegese und sie würde Erstaunliches hervorbringen: Ein-

sichten über das Lob und Argument, das vertraute Selbstgespräch und das Beisichsein im Selbstlob, das Lob und die Kritik, über Paulus und das Lob der Schwäche, über die Unschuld und die Raffiniertheit des Lobens und seine närrischen und komischen Seiten.

Das Loben ist eine faszinierende Sache und es kommt mir vor, ich könnte die Sehnsucht Walsers (und auch meine) besser verstehen, wenn ich an einen Text von Romano Guardini erinnere.⁸ Guardini hat in seinem Buch über Augustinus versucht, das Ineinander von Gotteslob und Schuldbekennnis über den Aspekt des Gesehenwerdens zu verstehen. Er hat das Lob Gottes bei Augustinus – das Ineinander von *confessio peccati* und *laudis* – in einen schlichten und darin weiteren Zusammenhang gestellt: Lob ist ein Hineinhalten seiner selbst ins Offene des erkennenden Blick Gottes und darin eine vielstimmige Art des Anfangens, der Freiheit und Spontaneität: kein angestregtes Schuldbekennnis, sondern Eintreten in jenen Raum, der in der Erkenntnis Gottes eröffnet wird. Nicht auf den Inhalt des Bekannten kommt es an, nicht auf die einzelne Schuld, auf dies oder das, sondern auf das «Hinaustreten [...] aus der Vorbehaltenheit des Inneren ins Öffentliche» (24). Aufgabe der «Vorbehaltenheit» und der inneren Verschlossenheit, das ist der innere Gestus des Bekennens. Bekennen und Lobpreis, *confessio peccati et laudis* eröffnen einen Raum des Offenen, in dem ein lobendes Entsprechungsverhältnis von Mensch und Gott möglich wird. Bekennen ist jenes Tun, «durch welches das Geschöpf sich selbst in die Wahrheit Gottes stellt. Nun wird es nicht nur tatsächlich von Dem erkannt, dessen Blick keine Schranken hat, sondern will von ihm erkannt sein. Es verbindet sich mit der erkennenden Wahrheitsmacht Gottes, wider seine eigene Scham und Selbstbehauptung. Der Gegensatz zum Bekennen wäre der Wille, das eigene Innere zu verschließen» (24). Dieses Entsprechungsverhältnis atmet eine Leichtigkeit, die wie ein Sehnsuchtsbild wirkt, in dem das Lob der Menschen von Gott gesehen wird wie die Anbetung der Pilger auf dem Bild des Caravaggio. Und Martin Walser?

So vielfältig wie die Variationen des Lobens sind die Variationen des Schauens, Blickens und Erblicktwerdens in den Büchern Martin Walsers. Die Aufdringlichkeit des Schauens – «So angeschaut zu werden, hält kein Mensch aus. [...] Sein Blick ist reglos. Ausdruckslos. Leblos. So schauen einen Statuen an. Ein Vorgeschmack von Rom.»⁹ und: «Ich fliege immer wieder nach Rom, um mich der Aufdringlichkeit gewisser Bilder und Statuen auszusetzen, und um in gewissen Kirchenräumen zu atmen» (27) – ist hier ebenso Motiv wie das beglückende und erlösende Gefühl angesichts der Madonna dei Pellegrini von Caravaggio, von der schon die Rede war:

Geständnis: Seit ich die Madonna in San Agostino gesehen habe, wie sie das Kind auf dem Arm, hinunterschaut zu den zwei armseligen Pilgern, die zu ihr viel inniger hinaufschauen als sie zu ihnen hinunterschaut, seit ich

diesen kleinen hellen Fuß gesehen habe – nur ihr Gesicht ist genauso hell – diesen schwebenden schwerelosen kleinen Fuß und dieses Teilnahme wie ein Almosen spendende Gesicht, seit dem ist Eva Maria nicht mehr so aufdringlich da in mir wie vorher. Die Sehnsucht hat kein Ziel mehr. Sie ist nur noch sie selbst. (76)

Die Sehnsucht ist beruhigt und bei sich selbst, die aufdringliche Präsenz der vermissten Geliebten Eva Maria gemildert. Was ist passiert? Was ist dem Betrachter des Bildes widerfahren? Es sind m.E. zwei Motive, die zu beachten sind, um diesen Text zu verstehen: Zunächst das Ineinander der Blicke der Pilger und der Madonna, die Walser als den Gegensatz von Anstrengung und anstrengungsloser Teilnahme, von Arbeit und bedeutender Teilnahme (=Jesuskind), von stärkerer und gefassterer Innigkeit, von Bedürftigkeit und schwebend-schwereloser Teilnahme erlebt.

Aber beide schauen so teilnahmsvoll auf das Pilgerpaar hinab wie nur Maria und das Jesuskind auf ein Paar hinabschauen können, das seine Anbetung mit aller Kraft vollbringt. Mehr kann man sich zu nichts anstrengen als dieses Paar sich zur Anbetung anstrengt. Und das ist der Gegensatz, den unsereiner erlebt. (31)

Auf der einen Seite die Anstrengung, ja die Überanstrengung, wie es in diesem Text heißt und auf der anderen Seite die Madonna und das Kind, die verbinden, was den Pilgern, ja was Martin Walser, verwehrt ist, die Haltung einer unbeteiligten Teilnahme,¹⁰ die der Anstrengung des Lebens die Last nimmt, der Anstrengung der Sehnsucht, des (Selbst-)Lobens und der Anbetung, die von Walser nur als Arbeit und Mühe beschrieben wird. Das Schönste auf dem Bild sind für Walser denn auch die Fußsohlen des knieenden Mannes und nicht das Gesicht der Madonna: «Und Caravaggio hat auf diesem Bild nichts so genau und dadurch schön gemalt wie die Fußsohlen, die der knieende Mann sehen lässt» (31).

Für Walser ist die Madonna die zweite der Schönheit nach, aber die erste des lösenden Blicks, der die Sehnsucht beruhigt, so dass diese ganz sie selbst sein darf. Immer aber geht es Walser um die Schönheit, wenn es um sein Jenseits geht, denn:

Allein die Schönheit zählt. Das Jenseits muss schön sein. Sonst kannst du es gleich vergessen. Nur wenn es so schön erscheint wie in der Basilika, füllt es dich aus bis zur Fraglosigkeit. (32f)

Von hier könnte sich auch der Satz einem besseren Verständnis öffnen, der am Anfang dieser Notizen steht. «Aber oben, das Gesicht, das trotz seiner enormen Schönheit nur dazu da ist, samt Kind herunterzuschauen zu den Anbetenden.» Erst jetzt springt mir das «aber» in die Augen, dass sich auf die

Füße der Maria bezieht, denen jede Last fremd ist. Im Gesicht der Madonna sieht der Pilger eine Zuwendung, in der Teilnahme und Gelassenheit, Anstrengung und Anstrengungslosigkeit zusammengehen, in den Füßen der Maria nur Leichtigkeit und Tanz wie in den Fußsohlen der Pilger nur Mühe und Anstrengung.

Und was für ein Barfußunterschied zwischen den feinen Füßen, die gerade noch unter dem Gewand der feinen Madonna heraus schauen, und den wichtigen Füßen und vor allem doch Fußsohlen des Pilgermannes. Die unterm dunkel hinabfließenden Gewand gerade noch hervorschauenden Füße – ein Fuß auf dem Boden, der andere steil, nur mit den Zehen den Boden erreichend –, die zeigen, diesen feinen Füßen ist Last fremd, die tanzen unter allen Umständen. Aber oben, das Gesicht, das trotz seiner enormen Schönheit nur dazu da ist, samt Kind herunterzuschauen zu den Anbetenden. (31f)

Das Gesicht der Madonna von Caravaggio ist schön. Nur die Füße des männlichen Pilgers sind schöner. Das Herunterschauen der Madonna ist in ihrer unbeteiligten Teilnahme eine Gnade, die für einen kurzen Moment «Mein Jenseits» durchbricht.

Ich weiß, wie kräftezehrend es ist, etwas zu glauben. Andererseits: die Bedingung, die allein den Glauben produziert, heißt Aussichtslosigkeit. So lange noch etwas möglich ist, glaubt man nicht. Unmöglichkeit kann man nur im Glauben beantworten. Not lehrt Glauben. Der Hochsprung. Von der Schwere geschleudert. Ans Firmament. Es küssend, erwachst du. Schäm dich nicht. (76)

Wohin also geht die Sehnsucht Walsers? Vielleicht dorthin: In der Aussichtslosigkeit mit dem Blick der römischen Madonna gesehen werden. Die Schönheit, das Ziel all seiner Anstrengungen, endet in den Füßen der Pilger, aber es käme darauf an, von der schwebenden Teilnahme Marias erblickt zu werden – von ihrem schönen Gesicht, trotz aller Schönheit. Und dann gewönne Martin Walsers Anbetung der Pilger etwas von der Leichtigkeit des Lobens.

ANMERKUNGEN

¹ Martin WALSER, *Mein Jenseits*, Berlin 2010. Die Anmerkungen in Klammern im Text beziehen sich auf dieses Buch. Walsers Text zur Madonna dei Pellegrini ist bereits mehrfach zum Gegenstand aufschlussreicher Interpretationen geworden. So in den Beiträgen von Ottmar Fuchs, Martin Brüske und Erich Garhammer in Michael FELDER (Hg.) *Mein Jenseits. Gespräche über Martin Walsers «Mein Jenseits»*, Berlin 2012.

² Martin WALSER, *Nietzsche lebenslänglich. Eine Seminararbeit*, Hamburg 2010, 33.

³ Michael FELDER, Vorwort, in: DERS. (Hg.), *Mein Jenseits* (s. Anm. 1), 11–13, hier: 12.

⁴ Martin WALSER, *Sind Sie ein glücklicher Mensch?*, in: Cicero Mai (2007) 68.

⁵ Zum Selbstgespräch als Schutzraum vor der Anklage «durch die Guten, die Besseren, die Allerbesten, und zwar fachlich, menschlich, also überhaupt durch die Guten schlechthin» siehe Martin WALSER, *Die Verwaltung des Nichts. Aufsätze*, Hamburg 2004, 172.

⁶ Vgl. Martin WALSER, *Liebeserklärungen*, Frankfurt/M. 1983.

⁷ Martin WALSER, *Das dreizehnte Kapitel*, Berlin 2012. Angaben in Klammern beziehen sich auf dieses Buch.

⁸ Vgl. Romano GUARDINI, *Die Bekehrung des Aurelius Augustinus. Der innere Vorgang in seinen Bekenntnissen*, München ²1950, 24. Anmerkungen in Klammern beziehen sich auf dieses Buch. Siehe außerdem: Joachim HAKE, *Loben. Vom Warten, Lesen und Bewundern*, St.Otilien 2012, 22.

⁹ WALSER, *Mein Jenseits* (s. Anm. 1), 23. Anmerkungen in Klammern beziehen sich auf dieses Buch.

¹⁰ Zu dieser Haltung und Gefühlslage vgl. Mario PERNIOLA, *Del sentire cattolico. La forma culturale di una religione universale*, Bologna 2001. Eine genauere Analyse dieser Zusammenhänge bei Martin Walser hätte auch die Beschreibung des Tübke-Altars in Clausthal zu berücksichtigen. Vgl. WALSER, *Das dreizehnte Kapitel* (s. Anm. 7), 208–210.